

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

142.

Dienstag, am 26. November 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Bild.

Still ruht der See, ein weiter, klarer Spiegel,
Auf dem sein Ufer blinkt mit Baum und Hügel;
Kein Lüftchen runzelt seine glatte Haut,
Es schlummert Wasserneck — und rings kein Laut.

Da treibt am Ufer hin ein Hirtenknabe
Die Lämmer heim vor seinem krummen Stabe;
Der kind'sche Muthwill' greift nach einem Stein,
Und wirft ihn in des Wassers Schlaf hinein.

Da hebt sich eine Well', und eine zweite
Gilt schon der ersten nach, gedrängt in's Weite,
Und immer größer öffnet sich ihr Ring,
Die dritte folgt dem Weg, den jene ging.

Sie streben all' aus der getroffenen Mitte
Zum Ufer hin mit immer weiterm Schritte;

Dort stoßen sie an starre Felsen an,
Und taumeln rückwärts in der Andern Bahn.

In Trümmern fluthet nun der glatte Spiegel,
Sein Bild verlor darin der Baum, der Hügel,
Zerwürfniß mordete die süße Ruh —
Dem Allen schaut vergnügt der Knabe zu.

Ein Bild des Lebens mag dies Bild dir bieten.
Wohl oft fällt in der Seele glatten Frieden
Ein einz'ger Blick, ein Funke nur von Licht,
Der einen See zu tausend Wellen bricht;

Geschwähig plaudernd rauschen seine Wogen
Vom Glücke, das lebendig sie durchflogen,
Die Liebe treibt sie tanzend hin zum Strand —
Und dies Gestab' ist eines Herzens Wand.

G. P.

Philipp von Hohenheim.

Erzählung von Carl Stübler.

Beim Eintritt des sechzehnten Jahrhunderts, zu jener denkwürdigen Zeit der gewaltigsten Kämpfe gegen eiserne Tyrannei und mönchische Unwissenheit, zu jener, an kolossalen, welthistorischen Erfindungen und Kraftäußerungen einzelner Helden reichsten Zeit, wo die Buchdruckerkunst wie ein Blitz in den von phantastischem Aberglauben verbütteten, fruchtlos wuchernden Baum der Wissenschaft geschlagen, daß daran all' die üppigen Parasiten hell aufloderten, und die Flamme tief hineinleuchtete in die schaurige, lange Nacht finstern Irrwahns; wo die Entdeckung von Amerika ungeahnte Reichthümer erschloß, die dürftigen Kenntnisse von der Natur erweiterte und zu neuen, kühnen Unternehmungen reizte; damals — wie jede große Zeit eine Zeit der Propheten — ging ein Mann seinen einsamen, mühevollen Pfad und verbreitete Licht und Segen, wo er wandelte. So unverzagt und schonungslos im Kampfe gegen Irrthum und Charlatanerie wie sein großer Zeitgenosse Luther, so derb und ausdauernd, durch und durch erleuchtet von heiliger Begeisterung und wahrer Kenntniß der Natur, zeigte Philipp's von Hohenheim (Theophrastus Paracelsus) gewaltiger Geist künftigen Jahrhunderten die Richtung.

Es war an einem schönen Herbstabende des Jahres 1527, als zu Basel ein junger, stattlicher Mann einwanderte. Man sah es ihm an, daß er lange Jahre nicht heimisch geworden, manches ferne Land durchzogen haben mochte; und die Sicherheit und Festigkeit seiner Bewegungen strafte die Vermuthung, er komme vom Schlachtfeld her, nicht Lügen. Die hohe, breite Stirn kündigte den tiefen Denker, und das große, ernste Auge, das alle Gegenstände umher durch und durch zu schauen schien, den unablässigen Forscher an. Eine

gewisse Strenge aber in dem sonnengebräunten Antlitz bedeutete, daß schon mancher Sturm und viel bittere Erfahrung über die Fluren seines Herzens gestrichen war.

Philipp von Hohenheim — denn er war es — suchte nach zehnjährigem Herumwandern, theils als fahrender Schüler, theils als Feldwundarzt, theils als Alchymist, eine Stätte, wo er ruhig den gemachten Erfahrungen nachdenken und neuen gewaltigen Ideen ungestört Nahrung geben konnte. Er hatte ganz Deutschland, Schweden, Frankreich und Italien durchreist, hatte einen Theil von Asien besucht und selbst die Küste von Afrika gesehen. Die Feldzüge in Dänemark und den Niederlanden hatte er mitgemacht und von seinen Wanderungen einen reichen Schatz von Erfahrungen über Natur und Menschen mitgebracht, so daß bald vor ihm her ein mächtiger Ruf seiner außerordentlichen Geschicklichkeit und eines seltenen Kenntnißreichtums in Folge vieler wunderbarer Kuren, die er vollbracht, erscholl. Das Volk sah in ihm einen Zauberer und Goldmacher, und selbst die meisten seiner Collegen glaubten ihn im Besitz eines unsterblich machenden Mittels oder eines andern absonderlichen Geheimnisses. Auch in Basel war man daher allgemein auf seine Ankunft gespannt gewesen, und kaum war er in dem bescheidenen Gasthof zum Fichtenbaum angekommen, als ihn schon die meisten der Professoren der Universität und eine große Anzahl Studenten freudig bewillkommten, während vor der Thüre ein immer zunehmender Haufe Volks sich damit begnügte, das Haus anzugaffen, das den Hexenmeister beherbergte.

Desselben Abends gegen Mitternacht öffnete sich ein Fenster in dem Hause des reichen Senators Hermann. Eine weiße Hand und ein noch weißerer Arm, dazu ein niedliches Vockenköpfchen wurde im Mondschein sichtbar, und in die stille Straße fiel schwer ein zusammengeballtes Tuch vor die Füße eines aufmerksam harrenden jungen Mannes, der schnell dasselbe aufhob und behend daraus einen gewichtigen Hausschlüssel entwickelte, womit er ohne Weiteres und leise die Thüre des genannten Hauses öffnete und darin verschwand. Wir begleiten den jungen Mann, der sehr bekannt mit den Gelegenheiten des Hauses zu sein

scheint, da er so sicher und geschwind die Wendungen der Treppe durchmißt. Endlich wird es hell, und zwei jugendliche Antlitz blicken einander halb freudig, halb traurig entgegen. Bertha, die schöne Tochter des gestrengen Senators, pflegte oft zu dieser späten Stunde sich ungestört mit dem Geliebten in einer lustig aufgeheizten Zukunft zu ergehen, ihm zu klagen und seine Sorgen zu theilen, Trost zu geben und Trost zu nehmen. — Zitternd stand sie vor ihm. Um die schönen, feuchten Augen lag tiefer Schmerz, und um den feinen Mund spielten leise Schatten stiller Behmuth, als wär' es um die Hoffnungen eines ganzen, langen Lebens geschehen. Stumm und geräuschlos vorwärtsschreitend winkte sie dem Jüngling, zu folgen. Es war ein schlanker, jugendfrischer Bursche, dessen ganzes Aeußere den Stempel südlicher Abkunft trug. Aus dem regelmäßigen und deshalb nicht eben vielfagenden Gesicht sprach mehr Schlaueit als Gutmüthigkeit, und sein Thun und Benehmen zeugte von jener preiswürdigen Gabe, sich allen Verhältnissen des Lebens zu eignem Nutz und Frommen gewandt anzuschmiegen.

Joseph Satrelli war der einzige Sohn einer herabgekommenen alten adeligen Familie, die in der Nähe von Venedig auf ihrem letzten, baufälligen Besitzthume besseren Zeiten entgegendarbte. Der Rest ihres Vermögens wurde dazu bestimmt, dem letzten und einzigen Sprößling ihres Stammes, der nun all ihre Hoffnungen in sich schloß, die Bahn zu abentheuerlichem Glück zu öffnen. Alchymie sollte er studiren, in den Sternen lesen lernen, und das Geheimniß, Gold zu machen, ergründen, um den alten Glanz seines Hauses größer denn jemals wiederherzustellen. So bezog er die berühmte hohe Schule zu Basel.

Wie sich Liebende zu finden pflegen, so fanden sich Joseph und Bertha. In den Sternen ihrer Augen verstand er gar bald zu lesen, und somit wäre das Geheimniß, Gold zu machen, wohl unnöthig gewesen, denn Bertha war das einzige Kind und der Senator Hermann sehr reich. So hätte denn Joseph's Sendung sich bald erfüllt. Aber der stolze Senator dachte nicht entfernt daran, seine Tochter einem hungernden Abentheurer in die Arme zu werfen. „Bertha,“

pflegte er zu sagen, „soll das Gemahl eines Mannes werden, dessen Namen und Verdienste die Welt kennt, daß sich Ruhm und Reichthum paare; so geziemt es der schönen, reichen Erbin,“ und nicht undeutlich ließ er dabei merken, daß er schon eine tadellose Wahl für sie getroffen.

Die Liebe liegt an der nährenden Brust der Hoffnung, und so drückten sie den süßen Stachel sich immer tiefer ins Herz, bis endlich wie ein Blitz aus heitrem Himmel ein Ereigniß eintrat, das mit jenem Abend vorbereitet wurde. Doch hören wir die Kummervollen selbst.

Sie waren endlich in einem abgelegenen Zimmer angekommen. Bertha stellte das Lämpchen in eine tiefe Nische und warf sich schluchzend in den Sorgenstuhl. Joseph stand noch immer sprachlos vor ihr und vermochte die Bewegung der Geliebten nicht zu fassen, bis sie endlich sich so weit gesammelt hatte, ihres Kummers Last mit ihm zu theilen: „Alles, Alles verloren!“ sprach sie laut weinend, und warf sich heftig an des Geliebten Brust, der sie vergebens zu beruhigen suchte. „Der Vater,“ fuhr sie nach langem Weinen fort, „ist streng, und was er sagt, das muß geschehen. — Ich wartete heut Abend wie gewöhnlich sein. Die Stunde, wo er nach Hause zu kehren pflegt, war längst vergangen, daß ich schon anfing, ängstlich um ihn zu werden, da beruhigte mich der Gedanke, daß er wohl auch zu dem fremden Doctor gegangen sein möchte, der heute hier angekommen, denn er ist ein eifriger Freund der Weisen und Alchymisten, und der Fremde soll ein großer Arzt und Kenner tiefer, wunderbarer Geheimnisse sein. Endlich kam er vom Wein erheitert und wohl auch von des Fremden Bekanntschaft erfreut, grüßte mich herzlich, und nahm mich bei der Hand und sprach lächelnd: Morgen wirst Du Deinen Bräutigam kennen lernen, Bertha. Er sah es nicht, wie ich erbleichte und die Thränen mir ins Auge traten, küßte mich auf die Stirn und ging heiter nach seinem Gemach.“ Von Neuem heftig schluchzend, legte Bertha ihre Stirn auf Joseph's Schulter. — „D zage nicht,“ bat der Geliebte, ihr die Wange streichelnd, „bis zum Altar ist noch ein langer Weg, indeß die gute Zeit sich nutzen läßt. In meiner Heimath, süße Bertha, lernt man auf

verschlungenen Wegen sicherer zum Ziele kommen. Darum sei ruhig, holdes Lieb, und begegne Deinem Vater, wie dem fremden Freudenstörer, nicht unfreundlich." Herzlich küßte er die gefährdeten Lippen und verließ frischen Muthes die Geliebte.

Der Senator Hermann war spät aufgestanden und saß behaglich im sonnigen Erker und schlürfte voll recht freundlicher Gedanken, wie es schien, seine Chocolate. Er mochte ein hoher Fünfziger sein, aber noch voller Lebenslust und Ansprüche an alle Genüsse dieser Erde. Die hohe kahle Stirn zeugte von anhaltenden Studien, und das spärliche, dunkelbraune Haar war von den fatalen grauen Eindringlingen noch unvermischt geblieben, obwohl sich über die Echtheit der Farbe nicht bestimmt entscheiden ließ. Die kleinen, lebhaften Augen, noch gehoben durch einen feinen Anflug von Purpurröthe auf Wangen und Nase, lächelten oft in großer Freundlichkeit, und nur zuweilen schlich sich ein stechender Blick hindurch, während um den festgeschlossenen Mund stets ein Zug von Unerbittlichkeit lag. Uebrigens war er klein und mager, dabei jedoch keineswegs schwächlich.

Es mochte um die zehnte Stunde sein, als an des Senators Thüre in raschen Schlägen der Klopfer gerührt wurde. „Ah, unser Doctor,“ sprach Hermann aufstehend, und befahl zu öffnen. Sich dichter in den rothbrokatenen Schlafrock hüllend, erwartete er gespannt den vielwillkommenen Gast, der denn auch alsobald grüßend eintrat. Freundlich und gewandt ging ihm der Senator entgegen, bot ihm herzlich die Hand und sprach: „Seid mir hoch willkommen, Herr Doctor Philippus von Hohenheim, nochmals willkommen in unserm gelehrten Basel, das Euch zur liebsten Heimath zu machen“ — setzte er lächelnd hinzu — „wir Alle eifrig Sorge tragen werden!“

Jetzt trat Bertha herein, dem Gaste zu Freudenzen, mitten in den Sonnenstrahl, der durch die hohen Fenster fiel; Philipp's Blicke wandten sich nach ihr, und der ernste, besonnene Mann

vermochte kaum einen Ausruf des Entzückens über solch wunderliebliche Erscheinung zu unterdrücken, kaum daß er Fassung zu dem Gemeinplatz fand: „Mein Fräulein, mich hat ein glücklich Gestirn hierher geführt; viel hört' ich schon von Eurer hohen Anmuth und Schönheit, doch weit über alle Erwartungen hat mich Euer Anblick überrascht!“

„Ihr schmeichelt wohl, Herr Doctor,“ antwortete vorurtheilsvoll und leichtthin Bertha, und anmuthig sich verneigend verließ sie drauf das Zimmer.

Wohl mochte die erste Erscheinung des im prüfenden Umgang mit allerlei Menschen und Völkern und durch schwere Schicksale und Entbehrungen rauh und hart gewordenen Mannes, der selten lächelte, nicht eben geeignet sein, ein junges, schönes, an süße Worte gewöhntes Mädchen einzunehmen. Doch nicht gewöhnt, sich von einmal gefaßten Hoffnungen so bald wegzuwenden, zweifelte er keineswegs an einem endlich guten Erfolg seiner ehrenvollen Bewerbung. Und obwohl in seiner großen, weltumfassenden Seele die Liebe zum Weibe nur ein untergeordnetes Plätzchen einnehmen, also auch nicht Gewalt zu jenen schmerzlichen Verheerungen haben konnte, so mochte er sich doch gern gestehen, daß der Besitz der schönen und reichen Bertha wesentlich zu einer heitern und glücklichen Zukunft beitragen würde.

Wohlgefällig hatte dagegen der Senator den Eindruck bemerkt, den seine Tochter auf Philipp gemacht, und freundlich hörte er nun die Lobeserhebungen an, in denen sich das Entzücken des Doctors Luft machte. Endlich, nachdem ihn der Senator wiederholt zu freundlichem Bescheid genöthigt, nahm er Platz und sprach: „Jetzt erst fühle ich, welch großen Dank ich dem würdigen Bürgermeister zu Amsterdam schuldig geworden, der mich zu Euch gewiesen, in dessen verehrter Person ich einen so warmen Verehrer und gediegenen Meister der Wissenschaft, und in dessen liebenswürdigster Tochter ich eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit und holder Sitte gefunden.“

„Obwohl Ihr mein geringes Wissen über die Maße preist,“ erwiderte darauf der Senator, „so

hoffe ich doch im Stande zu sein, Euch Euern Aufenthalt allhier nicht weniger nützlich als angenehm zu machen. Zuvörderst habe ich eine Mittheilung für Euch, von der ich wünsche, daß sie Euch recht willkommen sein möge. Unser Freund in Amsterdam nämlich hat schon vor längerer Zeit mich von Eurer Absicht, nach Basel zu kommen, in Kenntniß gesetzt, und ich habe damals sogleich Anstalten getroffen, das Collegium der Universität zu bewegen, einen so berühmten Gelehrten auf immer hier zu Nutz und Frommen der Wissenschaft festzuhalten. Euer gewaltiger Ruf unterstützte meinen Antrag so, daß Euch nun die hiesige Professur der philosophischen Arzneikunde und Chemie offen steht."

Philipp, der längst schon durch die mehr als mäcenatische Fürsorge und überschwängliche Freundlichkeit des Senators nicht ohne Behagen die Absicht auf eine engere Verbindung mit ihm erblickt hatte, antwortete dankend: „Solche Ehre weiß ich wohl zu würdigen, und hoffe die Erwartungen aller wahren Bekenner der Wissenschaft wohl zu befriedigen."

„Und so laßt mich denn," hob der Senator darauf an, indem er sein volles Glas Philipp entgegenhielt, „den Ersten sein, der Euch zu solch würdiger Stellung glückwünscht. Ihr werdet," fuhr er sodann fort, „hier vielfache Gelegenheit finden, Euch mit berühmten und aufstrebenden Männern zu vereinten Studien zu verbinden. Denn im Gebiete der Alchymie, Magie und Makrobiotik stellt Euch Euer Ruf ja so außerordentlich hoch, und die Sage geht," sprach er lächelnd weiter, „daß Ihr im Besitz eines lebensverlängernden Mittels seid, ja im fernen Orient den Stein der Weisen gefunden haben sollt."

„Dem eifrig Suchenden, Herr Senator," antwortete Philipp, „kommt doch wohl manchmal eine Perle zur Hand, die er nicht erwartet; doch rühmte ich mich niemals des Steins der Weisen oder eines Mittels, das ewige Jugend verleiht."

Der Senator sah ihn zweifelnd an und erwiderte: „Solche Gerüchte machen Euch doch nur Ehre, und ich hoffe, daß wir bald einander im guten Vertrauen näher sein werden. Also hiervon zu einer andern Zeit. Und jetzt," fuhr er, Philipp näherrückend, fort, „will ich Euch mit

einem Institute bekannt machen, das dem Forscher mannigfache Unterstützungsmitel und Vortheile darbietet. Ich weiß nicht, ob Ihr schon von der gelehrten Verbindung Eubiotica gehört habt? Trotz der verläumderischen Gerüchte, die über dieselbe im Umlauf sind, kann ich Euch versichern, daß sie viele der gelehrtesten und hochgestellten Männer zu ihren Mitgliedern zählt."

„Wohl habe ich" antwortete Philipp, „schon im Auslande viel von diesem gelehrten Verein gehört und freilich mehr des Nachtheiligen als des Nühmlichen. Von glaubwürdigen Männern hab' ich vernommen, daß sie insgeheim ein böses, niederträchtiges Spiel treiben mit grausamen Sectionen an lebenden Thieren, ja sogar an lebenden Menschen; daß sie das geheimnißvolle Princip des Lebens mitten in seinem Walten festzuhalten und zu prüfen suchen."

„Ich glaube," fiel der Senator jetzt hastig ein, „Ihr werdet nicht länger solchen Lächerlichkeiten Glauben schenken, wann ich Euch versichere, daß ich selbst die Ehre habe, ein Mitglied dieses höchst achtbaren und edelstrebenden Vereins schon seit Jahren zu sein, und dabei noch nie Etwas der christlichen Moral zuwiderlaufendes, noch sonstige Frevel gesehen und vernommen habe. Deß zum Beweis erbiet' ich mich, Euch zur nächsten Sitzung einzuführen, und ich hoffe, Ihr werdet es dann wohl nicht verschmähen, unsre ehrenwerthe Verbindung durch Euren Zutritt zu verherrlichen."

„Euer Wort, würdiger Herr Senator," sprach Philipp, „müßte jeden Zweifel zerstreuen, gingen auch die seltsamsten Sagen davon um, und ich nehme daher diese ehrenvolle Einladung mit Freuden an." Sich erhebend, dankte er dem Senator für die besondere Theilnahme, die er ihm gewidmet, empfahl sich und vergaß nicht, einen Gruß der schönen Bertha zurückzulassen.

„Auf Uebermorgen also," sprach lächelnd der Senator, Philipp an die Thür geleitend und ihm herzlich die Hand drückend.

Wir führen jetzt den Leser in die Nacht, zu einem der letzten und kläglichsten Häuser der gu-

ten Stadt Basel, hinauf in die kleinste Bodenkammer, die kaum diesen Namen noch verdient, zu dem harten Strohlager eines schwer kranken und schon halb bewußtlosen Mannes. Niemand ist um ihn, der ihm das harte Kissen bequemer rückt, Niemand, der den heißen, trocknen Lippen Kühlung brächte, Niemand, der ihn mit theilnehmender Frage aus der starren Lethargie weckte! Doch ja, da öffnet sich die morsche Thür, und behutsam tritt ein kleines blaßes Mädchen herein, dessen ärmliches Aeußere mit dieser Umgebung übereinstimmt. Hastig tritt sie zu dem kranken Manne, schlingt die Arme weinend um seinen Nacken und ruft zärtlich: „Vater, lieber Vater!“ bis er die starren Augen endlich wie im Traume auf sie richtet. „Er kommt, er kommt!“ rief sie ihm dann laut zu, „bald wird Dir geholfen werden! Bei allen den stolzen gelehrten Herren der ganzen Stadt bin ich gewesen und habe um Hilfe für Dich gefleht und geweint, aber Alle haben sie mich schändlich von sich gewiesen, nur Einer endlich nicht: der große, fremde Doctor, der im Kriege wohl manches Drangsal erlitten haben mag; dem fiel ich zu Füßen, und er hob mich freundlich auf und streichelte mir die Wange und versprach sogleich zu kommen.“ — Und wirklich trat Philipp bald darauf an das traurige Lager des Kranken. Wenige Tropfen einer Essenz, die er bei sich führte, riefen den schon fast Verscheidenden sogleich in's Bewußtsein zurück, und er konnte nun die nöthigen Fragen an denselben stellen. Freilich waren Kummer und Armuth, der plötzliche Verlust einer wackeren Lebensgefährtin und das schreckliche, unverschuldete Schicksal einer armen, alten Mutter die Hauptursachen des tiefen Leidens. Philipp half dem drückendsten Mangel sogleich ab und beruhigte die Armen, so viel er vermochte. Er ging und ließ Trost und Hoffnung den Bekümmerten zurück. Schon stand er auf der Straße, und noch immer hielt das arme, verlassene Mädchen, die ihn hinabgeleitet hatte, seine Hand fest und sah schüchternen Blicks und bittend zu ihm hinauf, als hätte sie immer noch etwas Schweres auf dem armen, kleinen Herzen, bis endlich Philipp fragte: „Willst Du mir noch Etwas sagen, liebes Kind?“ worauf sie schluchzend auf seine Hand sich beugte

und weinend sprach: „Ach, Ihr seid ein so guter Herr, der in der ganzen Stadt in hohem Ansehen steht, daß Ihr gewiß auch der armen, alten Großmutter durch Euer Fürwort zu ihrem Recht und aus dem schmähhlichen Gefängniß helfen könnt, in dem sie schon so lange schmachtet.“

„Und was hat sie denn verbrochen, daß man sie fest hält?“ frug Philipp weiter.

„Ach Gott,“ klagte das Mädchen, „sie soll böses Wetter über die Stadt gebracht und der böshafsten Nachbarin ein schweres Gebreche angethan haben. Das sind aber eitel teuflische Lügen, weil die arme Großmutter ihr nicht zu frevelhaften Dingen hat helfen wollen, und ihr mit ernstern Worten angerathen, lieber sich mit harter Arbeit kümmerlich und redlich zu nähren, als Gott und die Heiligen zu versuchen. Und dafür hat das böse Weib sie angeklagt, als hätte sie die Nachbarin zu Hexereien verführen wollen. Ach Herr, helft ihr bald und ehe sie sie zu Tode quälen!“ Bittend faltete das arme Kind die Hände und weinte laut.

Wohl kannte Philipp das schreckliche System einer bethörten Gerechtigkeit, und tröstete das Mädchen, so gut er vermochte, obgleich er an einem guten Erfolg seiner Verwendung für die arme Frau zweifelte.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Königsberg im October.

Seit meinem letzten Bericht ist eine für die Geschichte Königsbergs höchst merkwürdige und inhaltreiche Zeit verfloßen; die Zeit der Jubelfeier unserer Universität. Eine Schilderung dieses Festes nach seinen Einzelheiten und Aeußerlichkeiten käme, nachdem die Zeitungen diesen Stoff so vielfach ausgebeutet haben, recht eigentlich post festum, doch wird es erlaubt sein, noch Einiges zur nähern Charakterisirung jener

Zeit zu sagen, da ja ihre Strömungen noch so gewaltig fortrauschen, daß die in den letzten Tagen versuchten Anstrengungen, ihnen entgegen zu schwimmen, sich bis jetzt als vergeblich erwiesen haben.

Die Secularfeier war immerhin ein Stück Geschichte, und wie manches Zufällige dabei auch mitwirkte, so wurde es doch klar, daß nicht der Zufall der Gott der Geschichte ist, sondern daß er nur dazu dient, die Idee und deren Nothwendigkeit zur Erscheinung zu bringen. Alle vorhergehenden Maßnahmen schienen es darauf anzulegen, das Fest in den beschränkten Kreis einer bloßen korporativen Selbstbespiegelung begriffswidrig herabzuziehen. Vollends war das, was man von den einleitenden Schritten des Senats vernahm, ganz geeignet, jede Erwartung niederzuschlagen. Die Einladungsschrift brachte eine lange, gelehrte Abhandlung, welche mit ihrer Veranlassung nicht im mindesten Zusammenhänge stand (*Pathologiae Graeci sermonis elementa*) und nur zum Schluß mit ein Paar dürftigen Worten darauf hindeutete; das Allerunterthänigste Immediatgesuch vom 18. Mai aber bewies durch seine gänzliche Würdelosigkeit, daß die Vertreter der Universität am weitesten davon entfernt waren, die wirkliche Bedeutung des bevorstehenden Festes zu ahnen. Die Geschichte soll Jedem sein Verdienst lassen, und so möge dieses Actenstück hier seine Stelle finden:

„Ew. königl. Majestät haben auf unsre allerunterthänigsten Immediatengaben vom 11. Nov. v. J. und 7. März d. J. wegen der bevorstehenden Jubelfeier unserer Universität durch Allerhöchst Ihren Minister der geistlichen Angelegenheiten unterm 3. d. M. uns eröffnen zu lassen geruht, daß Ew. Maj. es noch von den Umständen abhängen lassen wollen, ob Allerhöchstdieselben persönlich mit Ihrer Gegenwart jenes Fest beglücken werden. Indem uns so zu unsrer Aller Betrübnis die Möglichkeit in Aussicht gestellt ist, die Jubelfeier unserer Albertina vielleicht ohne unsern erhabenen Rector *) begehen zu müssen, und wir zugleich der Ehre eines Allerhöchsten Bescheides Ew. k. Maj. verlustig gegangen sind, so haben wir hieraus die traurige Ueberzeugung uns abnehmen zu müssen geglaubt, daß die Universität, die wir zu vertreten die Ehre haben, sich gegenwärtig nicht der vollen Gnade Ew. Maj. erfreue; daß vielleicht, worin auch immer die

Veranlassung dazu liegen möge, durch irgend etwas Störendes und Trübendes das Herz unsers Königs uns entfremdet sein müsse. Es ist keiner unter uns, der das Drückende einer solchen auf uns lastenden königlichen Ungnade nicht tief empfände und mit tiefer Betrübnis es vor Augen sähe, daß, so lange ein solches unglückseliges Mißverhältniß zwischen dem königl. Rector der Albertina und der Allerhöchstdemselben treu ergebenen Universität fort besteht, für das Gedeihen derselben kein rechtes Heil und vollends für die bevorstehende Jubelfeier keine reine und volle Festfreude zu erwarten ist. Inzwischen wagen wir doch in guter, wohlbegründeter Zuversicht zu der königl. Gnade unsers erhabenen Rectors uns für's Erste getrost der Hoffnung hinzugeben, daß, wie gerechten Grund immer Ew. Maj. zu haben glauben, Höchstherr Universität zu zürnen, Ew. M. doch in königl. Gnade dies nicht der Anstalt selbst, die unter Höchstherrm Schutze steht, werden entgelten lassen oder alle die Vielen, welche sonst bei der bevorstehenden Jubelfeier sich gern mit vollem Herzen theilnehmen möchten. Zugleich sind wir auf's Tiefste von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, wenn es Ew. königl. Maj. gefallen wollte, die bevorstehende Jubelfeier recht inmitten Ihrer getreuen Universität zu begehen, dabei Allerhöchstherr Willensmeinungen und den Grund Ihres Zürnens uns Allergnädigst zu erkennen zu geben und uns selbst wiederum ein offnes, huldvolles Gehör zu schenken, gerade durch diese persönliche Gegenwart Ew. Maj., und vielleicht nur durch diese, sicher und vollständig Alles ausgegilt werden würde, was zu unserm fortwährenden Schmerz Ew. königl. Maj. Huld und Gnade uns entfremdet hat. Dann würde auch das bevorstehende Fest dadurch seine rechte Weihe, und eine noch tiefere Bedeutung bekommen, Allen, die dabei theilhaftig sind, eine wahre und volle Festfreude, die sonst unmöglich wäre, erst möglich werden, und die segensreiche Einwirkung davon unserer ganzen Provinz zu Gute kommen. Noch einmal bitten wir daher Ew. königl. Maj. auf das Allerunterthänigste und Innigste um die huldvolle Zusicherung Allerhöchster persönlicher Theilnahme an unserem Jubelfeste.“*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der König ist seit 1808 Rector der hiesigen Universität und seine Stelle vertritt der jedesmalige Prorektor.

*) Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu Königsberg, von Aug. Witt. Königsberg bei Theile. (S. 4 und 5).

Feuilleton.

Bärte. Wir eiferten in Nr. 72. der diesjährigen Abendzeitung gegen die heutige Sitte, oder vielmehr Unsitte, des Barttragens. Seitdem sang H. Heine in Cap. III. seines Wintermärchens: „Deutschland,“ also:

Der lange Schnurrbart ist eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phase:
Der Zopf, der ehemals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase.

Und die Gräfin Hahn-Hahn sagt in ihren „Orientalischen Briefen“, Bd. 1. S. 13, wo sie von Ungarn spricht: „Noch seltener ist ein Mann ohne Bart und ohne Pfeife. Bärte, zu denen ich nicht das Vertrauen habe, daß sie allmorgentlich sauber gepflegt werden, sind mir bedenklich, — und diese waren es sehr; aber allerdings, die Leute haben dadurch einen gewissen martialischen Anstrich, der mir besser gefällt, als der soldatische, an den man in Norddeutschland gewöhnt ist; denn der eine ist angeboren (der in Ungarn), und der andere (der in Norddeutschland) ist anexercirt.“ — Und der dritte? Dieser ist eine Mischung von lächerlicher Eitelkeit und schmutziger Unnatur: nach dem großen Heine, ein verkehrter Zopf; und unsere modernen Bartträger sind nichts weiter, als — Zopfträger!

Die Zigeuner in Ungarn wohnen unter Zelten außerhalb der Städte, im Winter in Löchern unter der Erde oder in Höhlen und Wäldern. Sie leben von Betteln und Stehlen, von Musikmachen und Kesselflicken; Einige sind gute Hufschmiede. Die Meisten sind Christen, mit allerlei heidnischen Gebräuchen ausgestattet; von Andern weiß man nicht, ob sie zu irgend einem religiösen Verbands gehören; sie sind wie die Thiere der Wüste, wild, unbändig und frei, ohne Zusammenhang mit den andern Menschen, zwischen denen sie es nicht aushalten können. Niemand weiß, woher sie stammen, Niemand ahnet, ob sie irgend einer Civilisation fähig sind. Räthselhaft gehen sie durch die Jahrhunderte, wie in eine dunkle Wolke gehüllt. An die wilden Völkerschaften in Asien, Afrika und Australien wagen sich Missionäre und Bibelgesellschaften; an die Zigeuner wagen sie sich nicht. Der Zigeuner bleibt seinem Schicksale überlassen, und die einzige Notiz, die man von ihm nimmt, ist die, daß er eine Abgabe zahlen muß, nämlich jährlich einen Ducaten der Stamm. Wenigstens ist dies in der Moldau eingeführt, wo es eine halbe Million Zigeuner giebt. Uebrigens haben sie doch ein Recht: man muß

eine Zigeunerhorde drei Tage vor dem Orte dulden, wo es ihr einfällt, das Lager aufzubauen. (Vergl. Hahn-Hahn, Orientalische Briefe, Bd. 1. S. 107.)

10.

Bedürfnis. Dergleichen hat die Gegenwart bekanntlich sehr viele, — mit Recht oder mit Unrecht so genannte. Zu den ersteren rechnen wir für Künstler und Kunstfreunde mit Geist, Kenntniß und Geschick abgefaßte Verzeichnisse der Kunstschätze, welche in Museen und namentlich Gemäldegalerien aufgehäuft sind, da die gewöhnlichen, welche eben kaum etwas mehr als die äußere Beschreibung der Bilder enthalten, nirgend ausreichen. Der Director Krafft bei der Gemäldegalerie im Belvedere zu Wien wird nun nächstens über diese Sammlung einen „raisonnirenden Katalog“ in 3 Bänden erscheinen lassen: hoffen wir, daß er billigen Anforderungen entspreche und bald Nachahmung finde.

Ein Wiener Ereignis. Unter dieser Ueberschrift berichten die „Sonntagsblätter“: „der Sohn des genialen (sic!) Strauß hat ein Orchester gebildet und sich mit Beifall bei Domeyer hören lassen.“ Es muß wunderlich um die größte Residenz des deutschen Vaterlandes stehen, wenn eine solche, weniger als uninteressante Neuigkeit als ein „Ereignis“ angekündigt, oder auch nur als solches betrachtet wird. Wenigstens sollte ein so tüchtiges Journal, wie das genannte, auch nicht in seine „Localzeitung“ dergleichen mit solchem Titel aufnehmen!

Die Novitätenschau, welche die Leipz. „allgem. Theaterchronik“ statt der früheren einzelnen Repertoirmittheilungen seit Beginn d. J. vierteljährlich bringt, giebt eine möglichst vollständige Aufzählung der Neuigkeiten und neueinstudirten Stücke auf den deutschen Bühnen, und gewährt Jedem, der für die Bühnenleistungen überhaupt sich interessiert, eine schnelle und geordnete Uebersicht der Productionen auf diesem Gebiete, und der Thätigkeit der einzelnen Directionen. Es ließen sich da gar manche Betrachtungen anknüpfen; wir übergehen dieselben für diesmal und wünschen nur, daß die Redaction der Theaterchronik durch regelmäßige und genaue Mittheilungen mehr und mehr in den Stand gesetzt werde, die absolute Vollständigkeit herzustellen, eine Vollständigkeit, die für eine kritische Geschichte der deutschen Bühnen sehr wünschenswerth erscheint.

18.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.